



WENN SCHWEIGEN KEINE GEWOHNHEIT IST,
SONDERN EINE ÜBERLEBENSSTRATEGIE.

STIMMEN IM SCHATTEN

NOVELLE

ALAN LEZAN

Prolog

Während über den Dächern Berlins die Dämmerung wie zähflüssige Tinte herabsank, schnitt das fahle, gelbliche Licht der Küchenlampe Ronahîs Gesicht wie ein scharfkantiger Rahmen aus der Dunkelheit. Draußen peitschte der Regen – ein blasser, rauschender Vorhang gegen die Scheibe. Drinnen lag das Telefon auf der Arbeitsplatte: schwarz, schwer, reglos wie ein Monolith. Niemand wählte hier mehr Nummern; Smartphones wussten alles, speicherten alles. Doch Erinnern konnte in manchen Orten dieser Welt das Gewicht einer Drohung annehmen.

Auf dem Display leuchtete der Name auf: *Onkel Sîdar*. Ronahî hob den Finger, ließ ihn einen Herzschlag lang in der kühlen Luft schweben, ehe sie das Glas berührte.

2

Das Freizeichen setzte ein. Jeder einzelne, monotone Ton klang verwaschen, als wälze er sich durch ein tausend Kilometer entferntes, staubiges Tal.

Ein Rauschen, dann das Greifen eines Atems.

„Ronahî...“ Sîdars Stimme war nur ein raues Flüstern. Normalerweise besaß er ein Organ wie ein Donnerhall – ein Mann, der seine Worte nie versteckte. Doch jedes Wort aus der Heimat schien sich nun durch einen engmaschigen Filter zu zwängen, als besäßen selbst die Steine der Häuser Ohren.

„Onkel, wie geht es dir?“, fragte Ronahî. Unwillkürlich senkte sie die Stimme. Das war kein Reflex der Berliner Gemütlichkeit; das war der Reflex von Dersim.

„Wir sind gut... gut“, scharrte es durch die Hörmuschel. Dieses *gut* war kein Zustand. Es war ein Schild. Eine Absage an jedes weitere Nachfragen.

„Gibt es Nachricht von Diyar? Und Astêra... wie geht es ihr?“

Sîdar schwieg. Die Leitung wurde zu einem Abgrund, auf dessen Grund nur der hauchdünne Schatten seines Atems zu hören war.

„*Hier... sprich nicht zu viel*“, raunte er schließlich, kaum lauter als das Zischen einer Flamme. „*Fang gar nicht erst mit Politik an. Die Telefone...*“

Der Satz verflog ungefragt. Sätze über die Lage blieben dort drüben seit jeher unvollendet. 3

Ronahî spürte, wie sich ein unsichtbarer Ring um ihren Hals schloss. Die weitläufige Berliner Küche schrumpfte zusammen, drückte auf ihre Brust, als stünde sie plötzlich in einem niedrigen, eisigen Kellerraum aus klumpiger Erde.

„Letzte Woche haben sie den Sohn des Nachbarn geholt“, raunte Sîdar, das Mobiltelefon fest an die Lippen gepresst. „Ein einziges Wort am Telefon. Am nächsten Morgen blickte er in Gewehrläufe. Man redet noch... aber sobald der Schatten auf die Lage fällt, erstarrt alles. Selbst im Kaffeehaus... hebt einer die Stimme, heißt es sofort: *Die Wände hören mit, lass gut sein*. Und die Runde löst sich auf.“

Ein kalter Krampf fuhr durch Ronahîs Eingeweide. Das war keine bloße Erzählung; es war ein Dunstkreis aus Paranoia, der sich wie Mehltau über den Alltag gelegt hatte.

„Onkel... wo ist Diyar?“, zitterte ihre Stimme.

Keine Antwort. Die Stille wuchs zu einer Wand.

„Ronahî... komm nicht her“, brach es schlussendlich aus ihm heraus, brüchig und scharf zugleich. „Niemand soll kommen. Hier ersticken die Worte im Mund.“

Ronahîs Hand erstarrte am Gehäuse. Die schützende Kulisse Berlins verschwamm: Jandils genervtes Lachen, der Bässe-Teppich aus Renas' Zimmer, das behagliche Gemurmel der Eltern aus dem Wohnzimmer – all das blitzte kurz auf wie ein altes Foto und zog sich in unerreichbare Ferne zurück. Zwei Welten, zwei Realitäten, zwei Formen des Schweigens rissen gleichzeitig an ihr.

4

„Onkel... als ich das letzte Mal dort war, habt ihr gelacht“, flüsterte sie. Ihre Stimme war nur noch ein brüchiger Faden, der verzweifelt in die Vergangenheit griff.

Ein schweres Ausatmen, das wie trockenes Laub klang. „Selbst das Lachen ist giftig geworden. Wer laut lacht, macht sich verdächtig. Alles liegt im Schatten. Sogar die Stimmen.“

Tränen stiegen ihr heiß in die Augen. Auf dem Display zählten die Sekunden stumm nach oben, doch die Zeit zwischen ihnen schien eingefroren.

„Werden sie Diyar finden?“, hauchte sie. Es war kein Satz, es war ein Hilferuf an den leeren Raum.

„Ich weiß es nicht“, rieb Sîdars Stimme über die Distanz. „Manche Menschen verschwinden einfach. Und manches Verschwinden... besitzt nicht einmal einen Namen.“

In Ronahî erloschen die Lichter Berlins. Vor ihrem geistigen Auge tauchten die Gesichter ihrer Brüder auf – Jandils spöttisches „*Abla, schon wieder Heimatkram?*“ und Renas’ wütendes „*Fahr da nicht hin, das ist Selbstmord!*“. Für sie war die Heimat eine ferne Koordinate, ein abstraktes Konstrukt. Für Ronahî war sie ein geflüstertes Grauen, das durch ein Mikrofon kroch.

„Onkel...“, flüsterte sie stur. „Ich komme.“

Sîdars Stimme schnappte um, plötzlich hart wie Granit: „Komm nicht! Hier vegetieren die Stimmen im Untergrund. Bleib, wo du bist. Und selbst dort... hüte deine Zunge.“

5

Ein kurzes, trockenes Knacken. Die Verbindung riss ab.

Ronahî verharrte reglos, das kalte, schwarze Glas in der Taubheit ihrer Finger. Draußen rann der Regen unermüdlich die Scheibe hinab, verzerrte das Lichtermeer der Großstadt zu verschwommenen Farbflecken. Berlin glänzte da draußen – doch das Land in ihrem Inneren war vollkommen in Dunkelheit getaucht.

Ein leises Knarren der Dielen. Im Türrahmen erschien Noah, von sanftem Schein umspült. „Wieder nur Schweigen?“, fragte er leise.

Sie gab keine Antwort. Manche Schweigen wachsen so gewaltig im Inneren heran, dass schlichtweg kein Wort der Welt stark genug ist, um sie zu tragen.

In dieser Nacht begriff Ronahî: Es gibt Länder, die sprechen laut. Und es gibt Länder, die ersticken ihre eigenen Stimmen im Schatten. Und genau diese Schattenstimmen vermögen es, ein ganzes Leben lautlos zu zerschmettern.

1 — Das Licht Berlins, die Dunkelheit in mir

Das Berliner Morgenlicht sickerte wie eine fahlweiße Klinge durch die Spalten der Vorhänge. Ronahî stand reglos in der Küche, gefangen im monotonen Gluckern der Kaffeemaschine. Draußen schlummerte die Stadt noch unter einem Schleier aus Nebel, doch das dröhnende Rauschen in ihrem Kopf war längst erwacht.

6

Jandil schlurfte herein. Das Haar zerzaust, die Augenlider noch schwer vom Schlaf. „Abla... ist wieder was wegen der Heimat?“, brummte er und ließ sich schwerfällig auf den Küchenstuhl fallen.

Ronahî schwieg. Sie drückte die Taste. Während der dunkle Strahl den Becher füllte, stieg ein dichter, bittersüßer Dampf auf und hüllte die Arbeitsplatte ein.

Jandil fixierte sie mit zusammengekniffenen Pupillen. „Ich habe dich gestern Nacht gehört. Du hast geflüstert. Hast du wieder mit Onkel telefoniert?“

Sie stellte die Tasse ab. Das Porzellan klirrte leise auf dem Stein. „Ja. Sîdar... die Lage setzt ihm zu.“

Jandil winkte ab, ein genervtes Seufzen auf den Lippen. „Dort brennt es doch immer. Egal wann du anrufst – dasselbe Theater. Man könnte glatt meinen, die steigern sich da drüben rein.“

Ronahî wirbelte herum. Ihr Blick traf ihn wie ein Schlag. „Sie steigern sich nicht rein.“

Die Worte fielen wie Blei in den Raum. Die Luft zwischen ihnen schien schlagartig zu gefrieren.

In diesem Moment schlurfte Renas herein, riss sich die Kopfhörer vom Kopf und pfefferte sie auf den Tisch. „Was ist hier schon wieder für eine Stimmung?“, knurrte er. „Heimatdrama zum Frühstück?“

7

Ronahî zögerte einen Herzschlag lang. „Diyar ist unauffindbar.“

Die lässige Schärfe in Renas' Zügen löste sich augenblicklich auf. „Wie... unauffindbar?“

„Sie wissen gar nichts“, flüsterte Ronahî. „Niemand wagt es, den Mund aufzumachen. Astêra... stirbt vor Angst.“

Renas setzte sich, die Knöchel seiner ineinander gekrallten Hände liefen weiß an. „Abla... du steigerst dich da in etwas hinein. Das ist eine völlig andere Welt. Wir leben *hier*.“

Ein stummer Schmerz schnitt durch Ronahîs Brust. „Ich bin nicht dort aufgewachsen, aber diese Erde macht die Hälfte meines Blutkreislaufs aus.“

Jandil schüttelte ungläubig den Kopf. „Das ist keine Hälfte. Das ist ein schwarzes Loch, das dich verschlingen will. Du bist nur zu blind, um es zu sehen.“

Ronahî wandte den Blick ab. *Ein schwarzes Loch...* Vielleicht hatte er recht. Doch manche Abgründe entstammten nicht dem Ort der eigenen Geburt – sie entstanden dort, wo man den Menschen das Sprechen verboten hatte.

Ein stummes Erschüttern: Das Telefon auf dem Tisch vibrierte. Das Display leuchtete grell auf.

Astêra: Abl... bitte sei vorsichtig. Alle stehen kurz vor dem Kollaps.

Renas überflog die Zeilen und stöhnte auf. „Siehst du? Genau dieses Zeug frisst dich auf.“

Ronahî drückte auf die Seitentaste. Der Bildschirm erlosch. „Mich fressen nicht die Nachrichten auf. Es ist diese verdammte Stille.“

Jandil runzelte die Stirn. „Was für eine Stille?“

Sie trat an das Küchenfenster. Draußen brach das goldene Morgenlicht durch die Wolken, spiegelte sich in den nassen Straßen; in der Ferne quietschte rhythmisch eine Straßenbahn. „Dort drüben verhungern die Worte im Mund“, flüsterte sie gegen die Scheibe. „Selbst durchs Telefon hörst du, wie die Sätze abbrechen. Als hätten selbst die Vokale Angst zu sterben.“

Renas sprang auf. „Abl... du darfst da auf keinen Fall hin!“

Sie drehte sich nicht um. „Ich will da nicht hin. Ich *muss*.“

Der Satz stand im Raum wie eine Barriere. Jandil trat dicht an sie heran. „Nein! Musst du nicht! Du bist hier geboren, hier gehört dein Leben hin. Dort drüben... das ist für uns nur eine verdamnte Geschichte aus der Vergangenheit!“

Ronahî schloss die Augen. „Für mich nicht.“

Renas' brüskier Tonfall brach in sich zusammen. Seine Stimme klang plötzlich winzig. „Abla... ich habe Angst um dich.“

Ronahî drehte sich langsam um und blickte in seine verängstigten Augen. „Ich auch.“ 9

Das brennende Licht Berlins flutete die Küche, doch zwischen den Brüdern und ihr lag ein unsichtbarer, eiskalter Schatten.

Das Mobiltelefon in ihrer Hand brummte erneut. Eine Nachricht von Noah: *Wir müssen reden. Jetzt.*

Ronahî saugte die kühle Küchenluft tief in ihre Lungen. „Ich gehe.“

„Abla... verstand bitte! Denk nach!“, rief Jandil ihr hinterher.

Renas trat an den Flur heran. „Dieser Ort ruft dich nicht, Ronahî. Du schaffst dir diesen Ruf selbst!“

Ronahî trat in den Flur, schlüpfte in ihre Schuhe und legte die kühle Hand auf die Türklinke. Sie hielt inne, ohne sich umzudrehen.

„Manche Stimmen“, flüsterte sie in das dunkle Treppenhaus hinaus, „kriechen aus dem Schatten. Und man kann sie nicht überhören.“

Sie drückte die Klinke herab. Das strahlende Berliner Morgenlicht traf ihr Gesicht wie eine Welle. Doch das Land in ihrem Inneren lag längst in tiefer Finsternis – und verlangte seinen Preis.

2 — Der Lärm der Stadt, das Dröhnen in mir

10

Die Straßen Berlins trugen noch die schneidende Kühle des frühen Morgens. Das metallische Singen der Tram-Schienen zog wie eine dünne, gläserne Melodie durch die Straßen und begleitete den trägen Herzschlag der erwachenden Stadt. Ronahî eilte durch die Straßen, doch das Hasten ihrer Schritte vermochte das unruhige, bedrohliche Dröhnen in ihrer Brust nicht zu übertönen.

Vor dem kleinen Café, in dem Noah arbeitete, verlangsamte sie ihren Schritt. Der dichte, warme Duft von frisch gemahlenem Kaffee, der durch die geöffnete Tür auf das Pflaster strömte, gehörte zu den wenigen verlässlichen Ankern, die Berlin ihr bot. Doch heute lag ein unsichtbarer Schleier über diesem gewohnten Aroma – eine Schwere, die aus ihrem eigenen Inneren aufstieg und alles im Keim erstickte.

Noah sah sie eintreten. Ein Lächeln steckte in seinen Mundwinkeln, doch es prallte an dem Schatten in ihrem Gesicht ab und schmolz augenblicklich dahin.

„Komm“, sagte er leise, während er ein Tuch auf die Theke legte. „Wir setzen uns nach hinten.“

Ronahî nahm Platz. Ihre Finger verhakten sich krampfhaft ineinander. Noah setzte sich ihr gegenüber; sein Blick bohrte sich in ihre Züge, suchte verzweifelt nach Antworten.

„Gestern Nacht... ist wieder etwas passiert, nicht wahr? Drüben.“

Ein kaum merkliches Nicken. „Ich habe mit Sîdar gesprochen.“ 11

Noahs Miene verfinsterte sich. „Deine Stimme am Telefon... sie klang verzerrt. Als hättest du Angst, dass jemand hinter deiner Tür steht.“

Ronahî sah auf ihre zitternden Hände hinab. „Dort drüben sprechen alle so. Die Angst ist ihr Akzent.“

Eine lange Sekunde des Schweigens. „Diyar ist immer noch unauffindbar?“, raunte Noah.

Die Kehle zog sich ihr schmerzhaft zusammen. „Ja.“

Noah atmete scharf ein. „Ronahî... das macht dich kaputt. Es frisst dich auf.“

Sie hob den Kopf, ihr Blick brannte. „Mich frisst nicht das Verschwinden auf. Es ist diese lauernde, mörderische Stille.“

Noah runzelte die Stirn. „Was meinst du damit?“

Die Worte stürzten unaufhaltsam aus ihr heraus: „Die Menschen dort drüben haben verlernt, ganze Sätze zu sprechen. Sie stocken. Jeder Gedanke bricht auf halbem Weg ab. Als würden selbst die Silben vor den Schatten im Raum kauen.“

Noahs Augen füllten sich mit Besorgnis, und dahinter schimmerte hilfloses Entsetzen. „Und du... du läufst sehenden Auges genau auf diesen Schatten zu.“

Ronahî schwieg. Noah spürte eine Wahrheit auf, die sie sich selbst kaum einzugestehen wagte. 12

Die Tür ‚glockte‘ leise – ein zarter, fast melodischer Ton. Ein Stammgast trat ein, schlenderte entspannt zwischen den Tischen hindurch. Für einen flüchtigen Moment wirkte diese gewöhnliche Berliner Kulisse wie ein Versprechen auf ein ruhiges, unbeschwertes Leben.

Dann riss sie das stumme Vibrieren ihres Telefons aus der Illusion.

Das Display blitzte auf. *Astêra: Aba... etwas ist passiert. Ruf an. Bitte.*

Ronahîs Herz schlug wie ein gefangener Vogel gegen ihre Rippen. Noah starrte auf die Benachrichtigung, die Farbe wich aus seinen Wangen. „Was ist los?“

Sie sprang auf. „Ich weiß es nicht.“

Noah erhob sich ebenfalls, griffen nach ihrer Schulter und hielt sie fest. „Ronahî... bitte. Tu nichts Unüberlegtes.“

Ronahî schloss für einen Herzschlag die Augen. „Ich überlege ununterbrochen. Aber Denken schützt dort niemanden.“

Noahs Stimme zitterte. „Du gehörst hierher. Zu mir. Nach Berlin.“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Ich gehöre zwei Welten an. Und beide zerren an mir.“

Tränen schimmerten in seinen Augen. „Irgendwann... wird es dich in der Mitte zerreißen.“

13

Ronahî wandte sich ab, stieß die Glastür auf. „Vielleicht muss ich erst zerbrechen, um dort sein zu können.“

Der brausende Lärm Berlins schlug wie eine Welle über ihr zusammen – das Rattern der Busse, das Rauschen des Verkehrs. Doch unter dem Großstadtlärm lag ein viel tieferes, dunkleres Grollen.

Das Dröhnen aus den Bergen von Dersim.

Während sie die Straße hinabhetzte, entspernte sie das Display. Der Text verschwamm vor ihren Augen: *Abla... etwas ist passiert. Bitte ruf an.*

Ronahî blieb mitten auf dem Gehweg stehen. Sie versuchte zu atmen, doch die kühle Stadtluft schmeckte plötzlich nach Staub und Asche.

In diesem einzigen Augenblick schien das helle Licht Berlins vollkommen zu verblassen – kalt, fremd und meilenweit entfernt.

3 — Die Leere hinter dem Flüstern

Während Ronahî über das nasse Pflaster hastete, brannte das schwache Leuchten des Displays in ihrer Handfläche. Astêras Nachricht klang wie ein dumpfer Hilferuf: *Abla... etwas ist passiert. Kannst du bitte anrufen?*

Die verstümmelte Kürze der Zeilen schnürte ihr die Kehle zu. Astêra erfand sonst blumige Vorwände, um die Sorgen der Familie zu kaschieren. Ein so karger Satz glich einer Hiobsbotschaft.

Ronahî weichte in einen düsteren Häusereingang aus. Der kühle Backstein drückte trostlos durch ihren Mantel. Sie holte tief Luft und berührte das grüne Symbol.

Das Freizeichen bohrte sich in ihr Trommelfell. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Ein Knacken.

„Abla...“, stieß Astêra hervor. Die Stimme bebte, als späte sie selbst im Schutz ihrer vier Wände panisch über die eigene Schulter.

„Was ist geschehen?“, presste Ronahî heraus, während sie unwillkürlich den Kopf duckte.

Eine eiskalte Pause. Dann, kaum wahrnehmbar: „Diyars Telefon ist aufgetaucht.“

Ronahîs Herz setzte für einen grausamen Moment aus. „Wo? Wer hat es?“

„Am Ufer des Baches.“ Astêras Atem pffte flach durch die Leitung. „Das Gehäuse ist zertrümmert. Das Glas zersplittert. Und innen... alles gelöscht. Leer.“

Ronahî presste sich fester an die rauen Ziegel. Der gewohnte Lärm Berlins schrumpfte zu einem fernen, bedeutungslosen Rauschen zusammen, als hätte eine unsichtbare Hand eine schwere Wand zwischen sie und die Welt geschoben.

15

„Hat die Polizei... irgendetwas vermerkt?“, fragte sie, während die Angst wie Frost durch ihre Adern kroch.

Astêras Flüstern verengte sich zu einem hauchdünnen Faden. „Die sagen gar nichts. *'Wir prüfen das'*, das ist alles. Aber die Menschen im Dorf... alle blicken weg, als wüssten sie Bescheid. Aber keiner wagt es, den Namen auszusprechen.“

Ein Würgereiz stieg in Ronahî auf. „Und Sîdar? Was tut Onkel?“

Ein ersticktes Einatmen. „Er ist gebrochen. Gestern Nacht klopfte jemand an das Fenster. Hat Schattenfragen gestellt. Er verrät mir nicht, wer es war. Er wiederholt nur gebetsmühlenartig: *'Kein Wort mehr. Haltet alle den Mund.'*“

Ein Eisschauer lief Ronahî über den Rücken. Das bunte Lichtermeer der Hauptstadt, das monotone Dröhnen der Straßenbahn, das ferne, unbeschwerte Lachen der Passanten – alles wirkte plötzlich wie eine zynische Fassade.

„Abla...“, flehte Astêra zitternd. „Komm nicht her. Bitte. Tu es nicht.“

Ronahî schloss die Augen, spürte das Pochen in ihren Schläfen. „Ich... ich kann nicht einfach hier sitzen. Ich muss kommen.“

Astêras Tonfall schlug schlagartig um, wurde scharf wie ein Rasiermesser: „Nein! Wenn du dieses Land betrittst... schluckt dich dieselbe Dunkelheit.“

16

Der Satz verhallte wie der Schlag einer Guillotine.

Ehe Ronahî antworten konnte, ertönte das harte, endgültige Klacken der unterbrochenen Verbindung.

Sie blieb reglos in dem schattigen Eingang stehen. Das Leben auf der Straße rollte ungerührt an ihr vorbei, doch sie fühlte sich vollkommen losgelöst von der Welt.

Da berührte eine warme Hand behutsam ihre Schulter. Ronahî zuckte zusammen.

Noah stand vor ihr. Seine Züge waren von tiefer Sorge gezeichnet. „Du hast mit ihnen gesprochen, richtig?“

Ein stummes Nicken. „Sie haben sein Mobiltelefon gefunden.“

Noahs Gesicht verlor schlagartig jede Farbe. „Das... verheißt nichts Gutes.“

Ronahî wandte den Blick ab, starrte ins Leere. „Dort drüben gibt es schon lange nichts Gutes mehr.“

Noah trat einen Schritt näher, griff sanft nach ihrer Hand. „Ronahî... lass mich mitkommen. Wenn du wirklich fliegst, gehst du diesen Weg nicht allein.“

Sie schüttelte langsam, aber bestimmt den Kopf. „Dieser Pfad duldet keine Weggefährten.“

Noahs Stimme brach. „Du musst das nicht alleine durchste- **17**
hen!“

Ronahî atmete die kalte Berliner Luft ein, doch sie schmeckte bereits nach dem Staub von Dersim. „Manche Pfade wählen nicht zwei Menschen. Sie fordern nur einen.“

Noah wollte ansetzen, doch das Flehen verfang sich in seiner Kehle.

Ronahî schaltete das Display aus. Schwarz. Und doch breitete sich die Finsternis in ihrem Inneren unaufhaltsam aus.

In diesem einen Augenblick wurde ihr schmerzhaft klar: Berlin war nur noch eine Hülle, die sie längst nicht mehr hielt. Dersim rief sie nicht mit Worten – es riss mit stummer Gewalt an ihrer Seele.

Und mit jedem zögerlichen Atemzug kroch die Stimme aus dem Schatten tiefer in ihr Fleisch.

4 — Der Riss im Haus

Kaum hatte Ronahî die Wohnungstür hinter sich ins Schloss fallen lassen, schnürte die schwere, abgestandene Luft im Flur ihr den Atem zu. Ein hauchdünner, bitterer Schleier von kaltem Tabak lag im Raum – das stumme Brandmal ihres Vaters, wenn die Unruhe ihn auf den Balkon trieb.

Sie trat langsam ins Wohnzimmer. Ihre Mutter saß starr auf dem Sofa, die Knöchel ihrer ineinander verkrallten Hände weiß angelaufen. Ihre Augen starrten fest auf den flackernden Fernsehbildschirm, ohne ein einziges Bild aufzunehmen. Renas stand wie eine Statue am Fenster. Jandil lehnte an der Tischkante, sein Mobiltelefon so krampfzig umklammert, als wolle er das Plastik zerquetschen.

18

Wie auf Kommando wandten sich alle drei zu ihr um.

Die Mutter ergriff als Erste das Wort. „Du hast wieder angerufen, nicht wahr?“, flüsterte sie. Ihre Stimme klang brüchig, wie hauchdünnes Glas kurz vor dem Zerspringen.

Ronahî nickte stumm. „Ja.“

Jandil knallte das Telefon auf das Holz. „Abla... Astêras Nachricht. Wir haben das Display aufleuchten sehen.“

Renas schluckte schwer. „Diyars Telefon... ist aufgetaucht.“

Ronahîs Blick verankerte sich im Parkett. „Ja.“

Ein leises Schluchzen entwich der Mutter. „Gott steh uns bei“, murmelte sie mit bebenden Lippen. „Der Junge... er ist doch noch ein Kind.“

Die Balkontür knarrte. Der Vater trat ein. Wie so oft hüllte ihn ein dichtes Panzerglas aus Schweigen ein, doch heute wog diese Stille so erdrückend, dass die Luft im Raum zu schmelzen schien.

„Was hat Astêra gesagt?“, verlangte er mit rauer, eiskalter Stimme zu wissen.

Ronahî zwang sich zu atmen. „Etwas ist geschehen. Aber sie wagt es nicht, es auszusprechen. Sie hat nur gefleht... dass ich nicht komme.“ 19

Die Mutter schnellte empor. „Du wirst keinen Fuß in dieses Land setzen!“

„Mama...“, versuchte Ronahî anzusetzen.

„Nein!“, schrie die Mutter auf, Tränen schossen ihr in die Augen. „Diese Erde gehört uns nicht mehr! Wir haben alles geopfert, um hier zu sein. Du bist hier aufgewachsen. Zurückzugehen ist der sichere Untergang!“

Renas trat schützend zwischen sie. „Abla, versteh doch! Dort drüben erstickt jedes Wort. Wie willst du an einem Ort überleben, an dem Atmen schon verdächtig ist?“

Jandil brach die Wut heraus. „Du tust das schon immer! Sobald drüben ein Funke brennt, willst du ins Feuer rennen! Aber

diese Heimat verschlingt ihre Kinder. Warum begreifst du das nicht?“

Etwas in Ronahîs Brust riss entzwei. „Ich renne nicht ins Feuer“, sagte sie, kaum lauter als ein Hauchen. „Ich... trage dieses Feuer bereits in mir.“

Der Satz verhallte wie ein Paukenschlag. Die Mutter vergrub das Gesicht in den Händen. Der Vater senkte langsam den Kopf, während Renas schmerzerfüllt die Augen schloss.

„Ich bin nicht dort geboren“, fuhr Ronahî fort, und ihre Stimme wurde spürbar ruhiger, fast unheimlich. „Aber das Grauen, das sie dort totstillschweigen... es schreit in meiner Brust.“

20

Der Vater hob den Blick. Seine Augen waren zwei dunkle Abgründe. „Was dort verschwiegen wird... frisst die Seele eines Menschen auf.“

„Meine Seele gehört längst diesem Schatten“, erwiderte sie leise.

Die Mutter wischte sich hastig über die nassen Wangen. „Was wirst du tun?“

Ronahî starrte auf den Boden. „Ich weiß es nicht.“

Renas trat ganz nah an sie heran, seine Stimme flehte: „Abla... bitte. Versprich uns, dass du redest, bevor du irgendetwas Verücktes tust.“

Sie nickte langsam. „Ich werde reden.“

Doch das Versprechen schmeckte nach Asche. Worte brachten vermisste Menschen nicht zurück.

In diesem Moment zuckte das Telefon in ihrer Tasche. Ein kurzes, scharfes Summen.

Auf dem kalten Display flackerte eine Zeile auf:

Sîdar: Ronahî... dringend. Nicht anrufen. Nicht schreiben. Warten.

Noch ehe ihr Gehirn die Worte ganz erfasst hatte, erlosch die Nachricht. Gelöscht. Spurlos verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

21

Ronahîs Herz zog sich krampfhaft zusammen. Die verängstigten Blicke ihrer Familie ruhten auf ihr, doch Ronahî war bereits fort. Sie stand nicht mehr im warmen Wohnzimmer in Berlin.

Draußen ergoss sich das glitzernde Großstadtlicht über die Straßen. Doch in den vier Wänden der Wohnung war der Schatten gewachsen – zäh, kalt und unerbittlich. Und er schob Ronahî Schritt für Schritt über eine unsichtbare Grenze, von der es kein Zurück mehr gab.

5 — Eine Fremde in der Stadt

Am nächsten Morgen saß Ronahî in der U-Bahn zur Arbeit. Die Berliner Rushhour spulte ihr gewohntes Programm ab: Jugendliche, auf deren Wange das bläuliche Displaylicht von Smartphones klebte; ältere Menschen, die sich in

Zeitungsseiten vergruben; Pendler, die stumm und hastig ihrem Tag hinterherjagten. Inmitten dieser pulsierenden Masse fühlte sich Ronahî wie ein Fremdkörper, wie ein Geist unter Lebenden.

Als der Zug in das düstere Schwarz des Tunnels eintauchte, spiegelte das Fenster ihr Gesicht wider. Unter den Augen lagen tiefe, bläuliche Schatten – als hätte sich das Grauen der vergangenen Nacht in ihre Haut gefressen.

Mit klammen Fingern zog sie das Mobiltelefon aus der Tasche. Sîdars Nachricht war spurlos verschwunden. Auto-Gelöscht. Als hätte ihr Verstand sie nur erfunden.

Doch die Schwerkraft der Worte brannte sich tief in ihr Gedächtnis ein: *Dringend. Nicht anrufen. Nicht schreiben. War-* 22
ten.

Es war längst keine bloße Warnung mehr. Es klang wie eine unerbittliche Drohung.

Der Zug bremste kreischend ab. Ronahî stieg aus und schob sich durch die Menge zum Bürokomplex. Die spiegelnde Glasfassade fing das kühle Morgenlicht ein, doch die Gleißkraft der Großstadt schaffte es nicht, die Finsternis in ihrer Brust aufzulösen.

Als sie das Großraumbüro betrat, winkte Lena ihr fröhlich zu. „Morgen, Ronahî! Du siehst aber gar nicht gut aus – schlecht geschlafen?“

Ronahî zwang sich zu einer Regung im Gesicht, die wie ein Lächeln aussehen sollte. „Ein wenig rastlos.“

Lena rückte ihren Stuhl zurecht. „Wieder Nachrichten von der Familie aus der Heimat?“

Ronahî erstarrte mitten im Schritt. Lenas Frage war harmlos, ein gut gemeinter Alltags-Smalltalk – und doch schnitt sie wie ein Messer in eine offene Wunde. Es fühlte sich an, als verwandle sich jedes Wort über ihre Herkunft in eine potenzielle Gefahr.

„Ja“, presste sie knapp hervor.

Lena nickte mitfühlend. „Ein schwieriges Pflaster drüben. Hast du ja schon oft erzählt.“

Ronahî wandte den Blick ab. *Schwierig* war das falsche Wort. Die Heimat war verstummt. Sie war zu einem Ort verkommen, an dem Stimmen im Schatten verschlangen wurden.

23

Sie klappte den Laptop auf. Das grelle Scheinwerferlicht des Bildschirms traf ihr Gesicht, doch im Kopf dröhnte in Dauerschleife Sîdars raues Flüstern: „*Haltet alle den Mund.*“

Sie versuchte zu arbeiten, doch ihre Gedanken glitten ständig ab. Jede Zeile Code, jede E-Mail, jede routinierte Aufgabe schob sich wie ein transparenter Vorhang vor ihre Augen, hinter dem das Grauen lauerte.

Ein Schatten, der nach ihr griff.

In der Mittagspause floh sie auf die Straße. Vor Noahs Café blieb sie stehen. Ihr Herz schlug schwer. Sie zögerte, die Hand auf der Klinke. Noah in die Augen zu blicken bedeutete, der

Grausamkeit ihrer inneren Zerrissenheit schutzlos gegenüberzustehen.

Sie stieß die Tür auf. Noahs Gesicht erhellte sich kurz, doch das Lächeln erstarb augenblicklich, als er ihre Züge sah.

„Wieder ein Schlag ins Gesicht?“, fragte er leise, die Sorge tief in seine Stirn gegraben.

Ronahî schüttelte den Kopf. „Nein. Gar nichts. Das Schweigen ist zurück.“

Noah braute die Brauen zusammen. „Das ist noch gefährlicher.“

Sie setzte sich auf den Barhocker. „Die Nachricht wurde gelöscht. Einfach so.“

24

Noahs Blick wurde starr. „Was für eine Nachricht?“

„Von Sîdar.“

Ein beklemmendes Schweigen legte sich zwischen sie. Noah beugte sich über die Theke, seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch. „Ronahî... das greift nach deinem Leben. Das ist nicht normal.“

„Normalität existiert dort drüben nicht mehr“, flüsterte sie.

Noah sah sie an, und in seinen Augen spiegelte sich das blanke Entsetzen wider. „Du hast die Entscheidung längst getroffen... du fliegst.“

Ronahîs Atem stockte. Er hatte ausgesprochen, was sie selbst vor sich herzuschieben versuchte.

„Ich...“, verfiel sich ihre Stimme im Hals.

Noahs Stimme brach, seine Knöchel traten weiß hervor. „Ronahî... wenn du dort hinuntergehst, verliere ich dich an diesen Abgrund.“

Sie schloss die Augen, um den Schmerz in seinem Blick nicht sehen zu müssen. „Vielleicht... bin ich längst verloren.“

„Sag so etwas nicht!“, flehte er und griff nach ihren Händen. „Das bist nicht du!“

Ronahî atmete die warme Kaffeeluft ein, doch sie spürte nur Kälte. „Ich lebe in zwei Welten, Noah. Aber in keiner von beiden kann ich noch atmen.“

Tränen traten in seine Augen. „Lass mich nicht zurück.“

Ronahî stand auf, entzog ihm langsam ihre Hände. „Ich lasse dich nicht zurück. Aber etwas... etwas zieht mich mit stummer Gewalt.“

Sie stieß die Tür auf und trat hinaus in die Kälte.

Das Berliner Tageslicht brannte auf ihrer Haut, doch das Dröhnen in ihren Ohren schwillt zu einem Orkan an. Es war kein stummes Rauschen mehr. Es hatte ein Ziel. Eine Koordinate.

Es riss sie unaufhaltsam nach Dersim.

6 — Zwischen zwei Städten

Als Ronahî nach Hause kam, drehte sich der Schlüssel nur schwer im Schloss – zögerlich, als wolle selbst die kühle Wohnung sie nicht mehr hereinlassen. Während sie im düsteren Flur die Schuhe abstreifte, drangen gedämpfte, geladene Stimmen aus dem Wohnzimmer. Jandil und Renas stritten.

„Du kapierst gar nichts!“, zischte Jandil. „Wenn das so weitergeht, packt Abla wirklich ihre Sachen und fliegt!“

Renas' Antwort klang hart, fast verzweifelt. „Sie geht nirgendwohin. Wir lassen das nicht zu.“

Als Ronahî die Schwelle überschritt, brach das Wortgefecht abrupt ab als ein gerissener Faden. Eine zähe, ertappte Stille legte sich über den Raum.

26

„Worüber redet ihr?“, fragte Ronahî leise. Ihre Stimme war matt, zerrüttet von der Erschöpfung.

Jandil mied ihren Blick, starrte auf die Fußleiste. „Abla... wir machen uns einfach verdammt noch mal Sorgen.“

Renas trat vor, die Stirn in tiefe Falten gelegt. „Nicht nur um dich. Auch um die da drüben. Wenn du fliegst... wir können dich nicht beschützen, Abla. Niemand kann das dort.“

Ronahî atmete die schwere Zimmerluft ein. „Ich gehe nicht, um beschützt zu werden.“

„Warum dann?“, setzte Renas nach, die Knöchel seiner geballten Fäuste liefen weiß an.

Sie schwieg. Es gab keine Worte in der deutschen Sprache, die das Gewicht ihrer Brust beschreiben konnten.

Jandil schüttelte den Kopf, trat ganz nah an sie heran. „Abla... du warst immer der Fels für uns. Aber jetzt... wirkt es, als hätte irgendetwas Unsichtbares von dir Besitz ergriffen.“

„Nichts greift nach mir“, wehrte sie ab und schaute weg.

„Doch“, widersprach Renas unerbittlich. „Die Heimat.“

Das Wort schnitt wie ein Glühdraht durch den Raum. Es traf Ronahî wie ein stummer Schock.

„Die Heimat greift nicht nach mir“, hauchte sie gegen das Erstickchen in ihrer Kehle. „Sie... schreit nach mir.“

27

Der Satz verhallte schwer im Raum. Die Mutter erschien im Türrahmen. Das Gesicht faltig von Gram, von jahrelanger Angst zerfressen. „Ronahî...“, flehte sie, und ihre Stimme brach vollkommen. „Wir sind geflohen, damit ihr leben könnt. Du bist hier geboren! Dort drüben... das ist nicht mehr unser Haus!“

Ronahî sah sie an, das Herz krampfte sich zusammen. „Mein Haus steht auf zwei Erden, Mama.“

Die Mutter schloss erdrückt die Augen. „Niemand kann auf zwei Ufern gleichzeitig stehen, ohne zu ertrinken.“

Ronahî erwiderte nichts. Ihre Mutter sprach die Wahrheit. Doch die Wahrheit schützte nicht vor dem Sog.

Ein stechender Ton riss die Luft entzwei: Das Mobiltelefon auf dem Tisch vibrierte auf dem Holz.

Auf dem kalten Display blitzte eine Zeile von Astêra auf:

Abla... der Mann, der Diyar als Letzter gesehen hat, wurde geholt. Totenstille im Dorf. Alle zittern. Bitte... betritt dieses Land nicht.

Ronahî stockte der Atem. Jandil hatte über ihre Schulter geblickt; jede Nuance von Farbe wich aus seinem Gesicht. Renas riss das Telefon an sich, überflog die Buchstaben mit aufgerissenen Augen.

„Abla...“, flüsterte er, vollkommen gebrochen. „Das... das ist das Ende.“

28

Ronahî nahm das Telefon behutsam zurück. „Ja.“

Ein leises, verzweifelt Wimmern entwich der Mutter. „Du darfst nicht fliegen! Sie werden dich auslöschen wie eine Kerze!“

Ronahî schloss die Augen, suchte nach Halt in der Finsternis. „Vielleicht... ist genau dort der einzige Ort, an dem meine Stimme noch Gewicht hat.“

Ein eisiger Schauer fuhr durch die Anwesenden.

In diesem Moment erbebe die Wohnungstür unter einem hektischen, dumpfen Klopfen. Alle fuhren zusammen.

Ronahî ging zum Flur und riss die Tür auf. Draußen stand Noah. Sein Gesicht eine blasse Maske, die Augen geweitet von nackter Panik.

„Wir müssen reden“, stieß er hervor. Es war die Stimme eines Ertrinkenden, der die Hand des Menschen entgleiten sah, den er über alles liebte.

„Wir reden“, sagte sie tonlos.

Noah trat ein. Die Brüder wichen stumm zur Seite, doch die Atmosphäre im Flur wurde nur noch erdrückender. Er stellte sich direkt vor sie, packte sie sanft an den Oberarmen. „Du... du hast das Ticket bereits gebucht, nicht wahr?“

Ronahî erwiderte seinen Blick nicht. Und dieses Schweigen brannte wie ein Geständnis.

Noahs Stimme bebte unkontrolliert. „Ronahî..., wenn du in dieses Flugzeug steigst, verliere ich dich an ein Massengrab.“

Tränen stiegen ihr heiß in die Augen, brannten auf den Wangen. „Ich will niemanden verlieren, Noah.“

Er zog sie an sich, flehte in ihr Haar: „Dann bleib! Bitte, bleib hier!“

Ronahî schüttelte langsam den Kopf. „Manche Pfade... muss man gehen, selbst wenn man daran zerbricht.“

Noah schluchzte auf, Tränen rannen ihm über das Gesicht. „Dieser Pfad wird dich vernichten!“

Ronahî saugte die kühle Seelenlosigkeit des Raumes tief in sich auf. „Vielleicht... muss ich erst vernichtet werden, um die Wahrheit zu finden.“

Der Satz riss wie eine Guillotine durch das Zimmer.

Die Mutter sackte auf den Stuhl; Renas barg das Gesicht in den Händen; Jandil hielt die Luft an; Noah schloss die Augen und wandte sich schmerz erfüllt ab.

Ronahî trat an die Tür. Sie schlüpfte in ihre Schuhe, legte die Eishand auf die Klinke und sah ein letztes Mal zurück.

„Ich stehe nicht zwischen zwei Städten“, flüsterte sie in das stumme Grauen des Raumes. „Ich stehe zwischen zwei Arten von Schweigen. Und das eine bringt uns alle um.“

30

Sie drückte die Klinke herab. Die grellen, kühlen Nachtlichter Berlins fluteten das Treppenhaus.

Doch das Land in ihrer Brust war bereits in vollkommener Finsternis versunken.

7 — Die Warteschleife

In dieser Nacht fand Ronahî keinen Schlaf. Das Bett war ein wüstes Feld aus knisternden Laken; jede hektische Drehung machte die bleierne Schwere in ihren Knochen nur noch spürbarer. Draußen spulte die Berliner Nacht ihr gewohntes Hintergrundrauschen ab – das ferne, metallische Summen der Tram, das rhythmische Klicken einer Fahrradkette auf dem Asphalt, das dumpfe Zuschlagen einer Haustür. Vertraute,

beruhigende Klänge. Doch die Stimmen im Inneren ihres Kopfes überstimmten alles.

Astêras atemloses Flüstern. Sîdars abgehackte, verstümmelte Sätze. Diyars zertrümmertes Mobiltelefon im Schlamm des Baches.

Sie geisterten wie Schatten durch ihr Bewusstsein, griffen mit eiskalten Fingern nach ihren Gedanken.

Am Morgen glühten ihre Augenränder tiefrot. Als sie sich in der Küche ein Glas Wasser einschenkte, trat Jandil ein. Sorge hatte sich tief in seine Stirn gefurcht. „Abla... du hast kein Auge zugetan, oder?“

Ronahî gab keinen Laut von sich. Das stumme Innehalten schlug wie eine Antwort ein.

Kurz darauf schlurfte Renas herein und strich sich die Haare aus der Stirn. „Abla... wenn du so vor dich hinstirbst, bringst du hier im Haus auch keinen mehr zum Schlafen.“

Ronahî knallte das Glas auf die Arbeitsplatte. „Mir geht es gut.“

Jandil lachte auf – ein trockenes, bitteres Geräusch. „Nichts ist gut! Deine Augen blicken durch uns durch. Du bist längst an einem anderen Ort.“

Ronahî hob langsam den Kopf. „Ich versuche nur, nachzudenken.“

Renas trat nah an sie heran, seine Züge scharf. „Nachdenken verändert gar nichts. Du wirst eine Entscheidung fällen, Abla. Und wir ersticken an der Angst vor dieser Entscheidung.“

Etwas im Schutzwall ihrer Brust brach entzwei. „Ich habe doch selbst Todesangst!“, stieß sie hervor.

Das geständnisvolle Zittern in ihrer Stimme ließ die Härte in den Gesichtern ihrer Brüder augenblicklich bröckeln.

Ein dumpfes Klopfen an der Wohnungstür ließ alle drei zusammenzucken. Stumme Blicke wanderten kreuz und quer.

Ronahî ging in den Flur und zog die Tür auf. Draußen stand Noah. Seine Augen waren dunkel und verquollen; die Schlaflosigkeit hatte sich auch in sein Gesicht gegraben.

32

„Können wir reden?“, fragte er mit brüchiger Stimme.

Ronahî nickte stumm. „Komm rein.“

Sie gingen ins Wohnzimmer. Die Brüder blieben in der Küche zurück – doch die Stille im Flur verriet, dass jede Faser ihres Gehörs auf das Zimmer gerichtet war.

Noah setzte sich ihr gegenüber auf die Kante des Sofas. „Ich habe mir die ganze Nacht den Kopf zermartert“, fing er an, ohne ihr in die Augen zu sehen. „Ich will nicht mehr mit dir streiten, Ronahî. Ich will dich zu nichts drängen.“

Sie verharrte reglos, lauschte seinem stockenden Atem.

„Wenn du dieses Ticket buchen musst... dann kann ich dich nicht aufhalten.“

Die Worte fielen wie Steine. Etwas tief in Ronahî sackte in sich zusammen. Es fühlte sich an, als hätte sich eine massive Tür aufgetan – und dahinter tat sich nur ein bodenloser Abgrund auf.

„Ich...“, setzte sie an, doch der Atem versagte ihr.

Noah beugte sich vor, ergriff vorsichtig ihre kalten Fingerspitzen. „Ronahî... was auch immer dich von innen zerfrisst – ich versuche verzweifelt, es zu verstehen. Vielleicht muss ich es nicht einmal verstehen. Aber Gott weiß, ich will dich nicht verlieren.“

33

Tränen schossen ihr heiß in die Augen, brannten auf den Wangen. „Ich will niemanden verlieren, Noah. Niemanden.“

Er senkte den Kopf, seine Züge von Schmerz verzerrt. „Warum spielst du dann mit dem Gedanken, dorthin zu fliegen?“

Ronahî saugte die schwere Luft in ihre Lungen. „Weil drüben ein Verbrechen im Stillen geschieht. Und je länger ich in dieser Sicherheit sitze... desto mehr wuchert das Grauen in meinen eigenen Adern.“

Noahs Stimme zitterte. „Und dieses Grauen... zerzt dich dorthin.“

Ein lückenloses Nicken. „Ja.“

Noah schloss die Augen, als erfahre er ein Urteil. „Wenn du gehst... bin ich machtlos. Ich kann dich dort drüben nicht beschützen.“

Ronahîs Flüstern war kaum mehr als ein Hauch. „Dort drüben kann mich niemand beschützen.“

Der Satz traf Noah wie ein physischer Schlag; seine Züge entglitten ihm vollkommen.

In diesem Moment riss ein scharfes Summen die Stille entzwei. Das Telefon auf dem Tisch erbebe.

Eine Benachrichtigung blitzte auf:

Astêra: Ab... der Nächste ist weg. Die Straßen sind tot. Niemand wagt ein Wort. Komm nicht. Ich flehe dich an, komm nicht.

34

Ronahî knipste den Bildschirm dunkel. Doch Noah hatte die Zeilen bereits überflogen.

„Das ist kein Ruf nach Hilfe“, flüsterte er entgeistert. „Das ist eine letzte Warnung!“

Ronahî wandte das Gesicht ab, starrte auf die Fußleisten. „Manchmal ziehen einen, Warnungen viel tiefer hinein als Biten.“

In Noahs Augen traten Tränen. „Ronahî... bitte.“

Sie stand starr auf, trat an das große Wohnzimmerfenster und blickte hinab. Draußen ergoss sich das frische Berliner

Morgenlicht über die Fassaden; Passanten hasteten zur U-Bahn, Schulkinder lachten an der Ecke.

Doch die Kulisse erreichte sie nicht mehr. Es war, als stünde sie vor einer dicken Panzerscheibe, hinter der ein fremdes, unrealistisches Leben abgespult wurde. Eine gläserne Schutzhülle.

„Berlin...“, flüsterte sie gegen das kühle Glas. „Berlin ist nur noch ein Warteraum.“

Noahs Schatten trat hinter sie. „Das, worauf du in diesem Warteraum wartest... wird dich exekutieren.“

Ronahî schloss die Augen, spürte das wilde Pochen in ihren Schläfen. „Vielleicht muss ich erst etwas suchen... ehe ich mich auslöschen lasse.“ 35

Noahs Stimme brach vollkommen. „Was in aller Welt willst du dort suchen?“

Ronahî drehte sich langsam um. Ihre Pupillen waren zwei dunkle, bodenlose Krater.

„Die Stimmen.“

Noah runzelte verwirrt die Stirn, Verzweiflung stand ihm ins Gesicht geschrieben. „Welche Stimmen, Ronahî?“

Sie hauchte die Antwort in den kalten Raum: „Die Stimmen, die sie im Schatten begraben haben.“

8 — Der Riss vertieft sich

An diesem Tag blieb Ronahî im Bett. Als das Schrillen des Weckers den Raum zerriss, drückte sie auf Stumm und versuchte, wieder im Kissen zu versinken – doch ihre Gedanken verweigerten den Dienst. Sie lag starr auf dem Rücken, den Blick an den Riss in der Zimmerdecke geheftet, während das Dröhnen in ihrer Brust wie eine schwarze Welle anstieg, sich brach und sie erneut mit Beschlag belegte.

In ihrem Kopf prallten die kargen Felsmassive von Dersim ungebremst auf die sterilen Betonkulissen Berlins. Zwei Welten, zwei Gesichter desselben Schweigens, zwei zerrissene Leben... Und sie mittendrin, zusammengedrückt wie ein hauchdünner Faden, der jeden Augenblick zu reißen drohte.

36

Das Telefon erbebt auf der Nachtkonsole. Ronahî fuhr zusammen, als wäre ein Schuss gefallen.

Keine Nachricht von Astêra. Das Display zeigte eine neue Zeile von Sîdar.

Sîdar: Ronahî... wieder verhört. Alle schweigen. Niemand wag ein Wort. Diyars Telefon... völlig gelöscht. Leer.

Darunter, nach einer quälenden Lücke, ein weiterer Satz:

Komm nicht her. Aber... es gibt Dinge, die du wissen musst.

Ronahîs Atem stockte. Die Worte standen da wie ein Spalt in einer verriegelten Tür – ein dunkler Schlitz, hinter dem das Verderben oder die Wahrheit lauerte.

Ein vorsichtiges Knacken an der Zimmertür. Ronahî richtete sich auf und schwang die Beine aus dem Bett.

Es war Renas. Seine Augenränder waren tief und verquollen; auch an ihm war die Nacht spurlos vorbeigegangen.

„Abla...“, raunte er leise. „Können wir reden?“

Sie nickte stumm. „Komm rein.“

Sie gingen ins Wohnzimmer. Renas ließ sich auf das Sofa sinken und schwieg lange – als müsste er jede einzelne Silbe auf einer Waagschale abwiegen.

„Abla...“, fing er schließlich an, die Stimme rau vom Schlafmangel. „Du wirst fliegen. Nicht wahr?“

37

Ronahî erwiderte nichts. Und dieses Schweigen lag im Raum wie eine Unterschrift unter ein Urteil.

Renas fuhr fort, ohne sie anzusehen: „Ich kenne dich. Wenn ein Schatten dein Herz belagert... gibst du keine Ruhe, bis du das Messer in der Hand hältst.“

Sie wandte den Blick ab, starrte aus dem Fenster. „Das hier ist kein Rätsel, das man einfach lösen kann.“

Renas schüttelte den Kopf. „Vielleicht nicht. Aber du wirst dich trotzdem verzehren.“

Etwas in Ronahîs Brust krampfte sich schmerzhaft zusammen. „Ich... ich will nur Gewissheit.“

Renas' Züge verhärteten sich schlagartig. „Gewissheit hat drüben schon viele ins Grab gebracht.“

Der Satz schlug wie eine Klinge ins Holz.

In diesem Moment trat Jandil in den Flur. „Abla... bitte. Gehe nicht dorthin. Tu uns das nicht an.“

Ronahî blickte von einem Bruder zum anderen. Auf beiden Gesichtern brannte dieselbe Panik. Eine uralte Familienangst. Die Angst, ein Stück von sich selbst an den Abgrund zu verlieren.

„Ich lasse euch nicht im Stich“, flüsterte Ronahî. „Ich folge nur... einem Echo.“

38

Jandil wischte sich hastig mit dem Ärmel über die Augen. „Welchem verfluchten Echo denn?“

Sie atmete tief durch. „Den Stimmen.“

Renas braute die Stirn zusammen. „Welche Stimmen, Abla?“

„Die Stimmen, die man ins Dunkel gesperrt hat“, hauchte sie.

Ein eisiger Windzug schien durch den Raum zu gleiten; die Brüder sahen sich starr an.

Erneut Klopfen an der Wohnungstür. Diesmal ein schnelles, verzweifelteres Hämmern. Noah.

Ronahî riss die Tür auf. Noahs Wangen waren aschfahl, seine Augen fiebrig. „Wir müssen sprechen. Jetzt.“

Sie ließ ihn ein. Bevor die Brüder reagieren konnten, zog Noah sie am Handgelenk in die Küche und drückte die Tür zu.

„Ronahî...“, stieß er hervor, seine Hände zitterten unkontrolliert. „Du hast das Flugticket bereits im Kopf gebucht. Sag mir nicht, dass es nicht so ist.“

Sie wich seinem durchdringenden Blick aus. „Ich habe noch gar nichts entschieden.“

Noah schüttelte heftig den Kopf. „Lüg mich nicht an! Ich sehe doch, wie du dich langsam auflöst!“

Ihr Hals schnürte sich zu. „Ich muss nur... verstehen.“

39

Noahs Stimme brach, Tränen schossen ihm in die Augen. „Und dieses Verstehen wird dich zerstören, verdammt nochmal!“

Ronahî schloss die Augen, um sein Gesicht nicht zu sehen. „Vielleicht muss ich erst zerbrechen... ehe ich erfahren kann, was geblieben ist.“

Noah wich einen Schritt zurück, als hätte sie ihn geschlagen. „Was erhoffst du dir dort unten zu finden, Ronahî?“

Sie schlug die Augen auf; die Pupillen starr und tief. „Diyars Schweigen.“

Ein Erstickungslaut entwich Noahs Kehle. „Dieser Pfad führt direkt ins Verderben.“

„Ich lebe doch längst im Verderben“, erwiderte sie leise.

Noah starrte sie entgeistert an. „Ich will dich nicht an dieses Schweigen verlieren!“

„Und ich will niemanden verlieren!“, schrie es stumm in ihrem Inneren, doch über ihre Lippen kam nur ein brüchiges Flüstern.

Der Sog war nun endgültig zum Orkan geworden.

In diesem einzigen Augenblick spürte Ronahî mit erbarmungsloser Klarheit: Die Geborgenheit Berlins war nur noch eine Illusion, ein verblasstes Bild hinter Scheiben. Dersim rief sie nicht mehr mit zärtlichen Erinnerungen – es riss mit eiskalten Klauen an ihrer Existenz.

40

Und dieses Reißen forderte seinen Tribut.

9 — Am Rand des Bruchs

An diesem Morgen zwang sich Ronahî aus dem Haus. Die geladene, zähe Luft in der Wohnung, die fiebrigen Blicke ihrer Brüder, das stumme, zermürende Weinen der Mutter – all das drohte sie zu erdrücken. Auf die frostigen Straßen Berlins zu treten schien die einzige Möglichkeit, wenigstens für ein paar Atemzüge nicht zu ersticken.

Doch die U-Bahn-Station empfing sie mit einer leisen Erschütterung. Zwischen dem Lärm der Einsteigenden standen zwei Polizisten, die einen Mann an die geflieste Wand gedrängt hatten, um seine Papiere zu kontrollieren. In den Zügen des Fremden nistete eine flüchtige, panische Angst – eine Fratze, die Ronahî nur zu gut kannte.

Sie riss den Blick an sich. Doch dieses gesichtslose Entsetzen brannte sich fest: Es war genau derselbe Ausdruck wie auf Diyars letztem Foto. Der Blick eines Menschen, dem das Wort im Hals abgeschnitten worden war.

Der Zug ratterte in den Tunnel. Ronahîs Puls jagte.

Im Büro ging Lena auf sie zu, ein Lächeln auf den Lippen, das jedoch augenblicklich fror. „Ronahî? Um Himmels willen, ist alles in Ordnung?“

Ein mechanisches Nicken. „Nur... schlaflos.“

Lena schob ihr eine Mappe hin. „Die Kundenunterlagen müssen freigegeben werden. Kannst du kurz drüber schauen?“ 41

Ronahî nahm das Papier, doch die schwarzen Zeilen verschwammen zu sinnlose Zeichenketten. Ihre Gedanken verhakten sich tatenlos in der Ferne. In Dersim. Bei Diyars Spuren. Bei Sîdars gelöschten Satzketten.

Ein scharfes, langes Vibrieren in ihrer Manteltasche.

Das Display zeigte eine Sprachnachricht. Absender: *Astêra*.

Mit zitternden Fingern nestelte sie die Kopfhörer herbei und drückte auf Wiedergabe.

Zuerst füllte nur ein raues, schneidendes Windrauschen die Muscheln. Dann ein Atemzug, der eher einem Röcheln glich. Astêras Stimme, hauchdünn und zersetzt von Panik:

„Abla... wieder einer. Diesmal... derjenige, der den Mund aufgemacht hat. Er hatte Namen genannt. Sie haben ihn geholt... aus dem Haus gezerrt...“

Ein knackendes Nebengeräusch. Dann schob sich eine andere, tiefere Stimme über die Frequenz – vertraut, aber völlig gebrochen. Sîdar.

„Ronahî... berühre diese Erde nicht. Hier lauert etwas... tief im Schatten...“

Die Datei brach ab. Ein monotones Rauschen blieb zurück.

Ronahîs Lungen krampften sich zusammen. Die Kopfhörer entglitten ihren tauben Fingern und knallten auf den Teppichboden. Lena eilte herbei, erschrocken über das Entsetzen in ihren Zügen.

42

„Ronahî! Was ist denn bloß los?“

Kein Laut gehorchte ihr mehr. Ein eiskalter Kloß saß im Kehlkopf.

Lena legte besorgt eine Hand auf ihren Arm. „Soll ich einen Arzt rufen? Oder deinen Bruder?“

Ronahî schüttelte starr den Kopf. „Nein... ich muss... frische Luft...“

Sie stolperte aus dem Raum, durch das Foyer auf die Straße. Das Berliner Tageslicht brannte kalt und fremd in ihren Augen.

Ein erneutes Summen. Kein Name. Nur eine *Unbekannte Nummer*.

Eine einzige Zeile auf dem Bildschirm:

Sprich nicht.

Ein eisiger Schauer fuhr durch ihre Eingeweide. Ronahî wirbelte herum. Die Passanten hasteten teilnahmslos an ihr vorbei, niemand würdigte sie eines Blickes. Und doch spürte sie das physische Gewicht eines unsichtbaren Auges auf ihrer Haut. Ein Schatten, der aus tausend Kilometern Entfernung nach ihr griff.

„Ronahî!“

43

Noah kam im Laufschrift auf sie zu, die Haare zerzaust, die Augen voller Schreck. Er riss das Telefon aus ihrer gelähmten Hand und überflog die Zeile. Das Bisschen Farbe, das ihm geblieben war, wich schlagartig aus seinem Gesicht.

„Das ist kein Zufall mehr... das ist eine direkte Drohung!“, stieß er erstickt hervor. „Jemand überwacht dich hier in Berlin!“

Ronahîs Lippen bebten. „Ich... ich kann nicht mehr warten.“

Noah fasste sie fest an den Schultern, seine Stimme zitterte vor Verzweiflung. „Nein! Verstehst du nicht? Gerade jetzt darfst du keinesfalls dorthin! Das ist eine Falle!“

Ronahî schloss die Augen. „Wenn ich hier verharre... lösche ich mich selbst aus.“

Noahs Hände krallten sich in ihren Mantel. „Dieser Weg führt geradewegs in ein Massengrab, Ronahî!“

Sie schlug die Augen auf und blickte ihn starr an. „Ich stehe längst am Grund dieses Grabes.“

In diesem einzigen, schrecklichen Augenblick zerbrach die letzte Fessel. Es gab kein Zurück mehr, keine Diskussionen, keine Hoffnung auf Sicherheit.

Berlin war nur noch ein hohles Phantom. Dersim verlangte nicht mehr nach ihren Schritten – es riss sie mit einer unerbittlichen, absoluten Schwerkraft zu sich.

Und dieser Sturz war keine Wahl mehr. Es war der einzige Weg, der ihr blieb.

44

10 — Die gestörte Leitung

An diesem Morgen blieb die Bürotür für Ronahî geschlossen. Als sie das Display ihres Telefons mit zitternder Daumenkuppe erhellte, sprang ihr eine Benachrichtigung entgegen: „*I neue Sprachnachricht — Sîdar.*“

Ihr Puls dröhnte augenblicklich in den Schläfen. Sie drückte auf Abspielen. Die Datei öffnete sich mit einem flachen, raselnden Atemzug.

„Ronahî...“, scharrte Sîdars Stimme durch den Lautsprecher, brüchig und von Panik durchsetzt. „Letzte Nacht haben sie wieder zugeschlagen. Der Mann, der Diyars Telefon im Schlamm des Baches versenkt hat... er hat geredet. Er hat

geplaudert. Und dieses Gespräch... jemand hat es mitgeschnitten.“

Ein grelles, statisches Rauschen zerriss die Tonspur. Dann schob sich eine fremde, von Todesangst verzerrte Männerstimme über die Frequenz.

„Ich... ich war dabei! Ich habe gesehen, wer ihn mitgenommen hat! Aber ich darf nicht— wenn ich den Namen nenne—“

Ein hartes Knacken. Ein peitschendes Geräusch, als würde ein Kabel mit roher Gewalt aus der Buchse gerissen. Dann stumme Leere.

Ronahîs Finger erstarrten auf dem Glas. Das war kein vages Gerücht mehr, kein ängstliches Tuscheln aus der Distanz – es war die unerbittliche Akustik eines Verbrechens. Die Finsternis hatte eine Fratze bekommen.

Ein hektisches, schweres Klopfen an der Haustür riss sie aus der Starre. Noah trat ein. Seine Wangen waren aschfahl, unter den Augen lagen tiefroter Ränder.

„Ronahî...“, stieß er rasch hervor, ohne die Schuhe abzustreifen. „Die Kriminalpolizei hat mich heute Nacht kontaktiert.“

Ronahî fuhr zurück, das Herz krampfte sich zusammen. „Was? Warum du?“

Noah atmete stoßweise ein. „Dein Name... er ist aufgetaucht. Im Ermittlungsakt zu Diyars Verschwinden. Wegen der Verwandtschaftsverhältnisse. Sie wiegeln ab, sprechen von reiner

Routine... aber das bedeutet, dass die Sache längst die Grenzen überschritten hat. Sie sind hier, Ronahî. Mitten in Berlin.“

Ein Eisschauer kroch durch Ronahîs Adern. Der Schatten aus den kargen Schluchten von Dersim war nicht mehr tausend Kilometer entfernt – er hatte sich lautlos über den Asphalt der Hauptstadt gelegt und griff nach ihrem Leben.

Noah trat ganz nah an sie heran, die Hände zitterten unkontrolliert. „Diese Sache... sie verschlingt dich Haut und Haar. Und ich bin völlig machtlos. Ich kann dich nicht mehr beschützen.“

Ronahî hob langsam den Kopf. Die Verunsicherung, die sie tagelang gelähmt hatte, war vollkommen verflogen. Ihre Pupillen waren starr und stählen.

46

„Ich habe nie verlangt, dass man mich beschützt“, flüsterte sie.

Noahs Stimme brach vollkommen. „Warum tust du dir das dann an?“

Ronahî entspernte das Display und hielt ihm das Telefon hin. „Hör es dir an.“

Noah lauschte dem Rauschen, dem Flehen der fremden Stimme und dem abrupten Abriss der Aufnahme. Als der Ton verstummte, sank sein Kopf langsam nach unten. Die Entschlossenheit wich aus seiner Haltung.

„Das... das ist grausam realistisch“, hauchte er ins Leere.

Ronahîs Flüstern schnitt durch den Raum: „Ich fliege.“

Noah widersprach nicht mehr. Er kämpfte nicht mehr an. Er schloss nur die Augen, während eine stumme Träne über seine Wange rann.

„Dann...“, brachte er mühsam hervor, „mögen die Schatten dich verschonen.“

Zum ersten Mal las Ronahî in Noahs Blick keinen Verzweiflungskampf mehr, keine Bitten, keine Barrieren – sondern die schmerzhafteste Unterwerfung unter das Unvermeidliche. Ein stilles, tragisches Einverständnis.

In diesem einzigen Augenblick wurde der Entschluss zu Stein. Der Weg war vorgezeichnet, und die Reise in das Schweigen hatte begonnen.

47

11 — Stille Vorbereitung

In dieser Nacht saß Ronahî reglos auf der Bettkante. Der zerknitterte Koffer lag sperrweit geöffnet auf dem Dielenboden – leer wie eine offene Wunde. Es waren keine Kleider oder Utensilien, die die dunkle Stoffhülle füllten, sondern das unsichtbare, erdrückende Gewicht einer endgültigen Entscheidung.

Ein mattes Aufleuchten des Displays riss sie aus der Starre. Eine neue Nachricht von Astêra.

Abla... jemand hat ein Foto zugespielt. Entstanden einen Tag vor Diyars Verschwinden. Er steht auf der alten Brücke. Neben ihm eine Gestalt. Das Gesicht ist vollkommen verschwommen... Aber die Züge, Abla... diese Person kennt dich.

Ronahî tippte mit eiskalten Fingerspitzen auf das Dokument. Das Bild öffnete sich scharf: Diyar stand am steinernen Geländer der Schlucht, den Blick starr in die reißende Tiefe gerichtet. Direkt neben ihm ragte eine hochgewachsene Silhouette auf – ein gesichtsloser Schemen, dessen Konturen im Dämmerlicht verschwammen. Doch die leicht genickte Kopfhaltung, die markante Linie der breiten Schultern... Ein Eisschauer fuhr Ronahî bis tief in das Mark.

Dieses Profil war ihr nicht fremd. Das Schemenhafte hatte ein verblassendes Gesicht in ihrer Erinnerung.

Gegen Mitternacht knarrte die Zimmertür. Noah trat leise ein. In den Händen hielt er ein ausgedientes, abgegriffenes Notizbuch mit ledernem Einband.

48

„Das... das sind Kontakte und Aufzeichnungen über unabhängige Journalisten in der Region“, flüsterte er und reichte ihr das Heft. „Vielleicht verschafft es dir drüben Gehör. Oder Schutz.“

Ronahî nahm das Buch entgegen. Ihre Finger berührten sich. In Noahs getrübbtem Blick lag nicht mehr die verzweifelte Angst der vergangenen Tage – da war eine stille, ehrfürchtige Hochachtung vor ihrem Entschluss getreten.

„Pass auf dich auf, Ronahî“, sagte er brüchig, während ihm eine Träne über die Wange lief. „Und... bitte kehre wieder zu mir zurück.“

Ronahî nickte langsam, spürte das Pochen in ihrer Brust. „Sofern von mir etwas übrig bleibt, das zurückkehren kann.“

Als das erste fahlgraue Dämmerlicht über die Dächer Berlins kroch, schnappte der Reißverschluss des Koffers zu. Ronahî trat auf den Flur, schob die schwere Wohnungstür ins Schloss und drehte den Schlüssel ein letztes Mal um. Das bunte, schillernde Lichtermeer der Hauptstadt schmolz hinter der Scheibe des Treppenhauses zu bedeutungslosen Farbtupfern zusammen.

Und zum ersten Mal schweigsam, doch scharf wie ein Skalpell, schnitt die Gewissheit durch ihr Inneres:

Der Pfad in die Finsternis hatte begonnen.

12 — Unter dem Munzur

49

An diesem Morgen schob sich Ronahî noch vor dem ersten Dämmerlicht aus der Wohnung. Die Straßen Berlins glichen keiner echten Stadt mehr, sondern einem gigantischen, eisigen Warteraum. Die Frühlingsluft war schneidend kühl – doch die erstarrte Kälte in ihren eigenen Adern wog schwerer.

Als sie das Display entsperrte, wartete dort bereits eine einsame Nachricht von Astêra:

Abla... jemand hat etwas aus der Tiefe gezogen.

Ronahîs Puls jagte augenblicklich in die Höhe. Unter den Worten lag eine Bilddatei.

Das Foto war am felsigen Ufer des Munzur aufgenommen worden. Halbbegraben im nassen, dunklen Schlamm der Flussbiegung lag ein Gegenstand. Ein Mobiltelefon.

Das Glas vollkommen zersplittert – exakt wie bei Diyar.

Ronahî zoomte mit zitternden Fingern nah an das Display heran. Auf der zerkratzten Rückseite des Gehäuses prangte eine tief eingebrannte Rille – dieselbe unregelmäßige Schramme, die Diyar einst selbst hineingeritzt hatte.

Astêras nächste Zeile ploppte auf:

Der Finder... starrt nur auf den Boden. Er verweigert jedes Wort.

Ronahî schnappte nach Luft. Das war kein vages Phantombild mehr, keine Spekulation aus der Ferne. Es war ein handfester Beweis.

50

Noch im selben Moment blitzte eine neue Benachrichtigung auf. Keine Kennung. Absender: *Unbekannte Nummer.*

Eine einzige, eiskalt formulierte Zeile:

Das Wasser verbirgt nicht alles.

Ein starrer Eisschauer kroch ihren Rücken hinauf. Ronahî wirbelte auf der leeren Straße herum. Kein Passant blickte in ihre Richtung, niemand würdigte sie auch nur eines Blickes – und doch lag das spürbare Gewicht einer unsichtbaren Anwesenheit wie eine schwerfällige Hand auf ihren Schultern.

Ein Schatten, der mit ihr durch Berlin ging.

Das Gerät in ihrer Hand erbebt erneut. Eine Sprachnachricht. Diesmal stammte sie von Sîdar.

Sie presste das Telefon an ihr Ohr und spielte die Datei ab.

Sîdars Stimme klang brüchig, von Panik zersetzt. *„Ronahî... dieses Gerät wurde nicht wütend in die Strömung geschleudert. Es wurde behutsam im Seichtwasser abgelegt. Wie ein Denkmal. Wie eine Botschaft an uns alle.“*

Ein scharfes, peitschendes Rauschen zerriss die Frequenz. Dann schob sich ein fremdes Flüstern in den Vordergrund – dumpf, verzerrt, schattenhaft.

„Sprich nicht. Hör zu.“

Die Verbindung riss abrupt ab.

51

Ronahî blieb mitten auf dem Gehweg stehen, der Atem stockte in ihrer Brust. Es war exakt dieselbe düstere Stimme wie in der verstörenden Nachricht zuvor. Doch diesmal klang sie schneidender. Näher. Unmittelbarer.

Sie knipste den Bildschirm dunkel, starrte stumm in die Häuserschluchten Berlins hinaus.

Und in diesem einzigen, glasklaren Augenblick begriff sie:

Ein Verharren in dieser Sicherheit existierte für sie nicht mehr.

Noch hatte sie den Koffer nicht am Flughafen eingecheckt. Noch war der letzte Schritt nicht getan.

Doch in ihrer Brust vollzog sich eine lautlose, gefährliche Metamorphose:

Die lähmende Angst wich einer brennenden, unerbittlichen Gewissheit.

Und diese Gewissheit stieß die Tür zur Finsternis sperrweit auf.

13 — Das Foto

In dieser Nacht saß Ronahî reglos in der Dunkelheit ihres Zimmers. Der Koffer lag noch immer wie eine offene Wunde auf dem Dielenboden – leer, unfassbar schwer. Es war keine Kleidung, die die dunkle Stoffhülle füllte, sondern das unerbittliche, lautlose Gewicht einer endgültigen Entscheidung.

Ein kaltes Aufleuchten des Displays zerriss die Finsternis. Eine neue Nachricht von Astêra.

Abla... jemand hat ein Foto geschickt. Entstanden einen Tag vor Diyars Verschwinden.

Ronahî berührte die Bilddatei mit zitternder Daumenkuppe.

Das Foto öffnete sich scharf: Diyar stand auf der alten Steinbrücke über der Schlucht, den Blick starr in die reißende Tiefe gerichtet. Direkt neben ihm ragte eine hochgewachsene Silhouette auf – ein gesichtsloser Schemen, dessen Züge vollkommen im Schatten der Kapuze versunken waren. Doch die leicht genickte Kopfhaltung, die markante Linie der breiten Schultern... Ein Eisschauer fuhr Ronahî bis tief in das Mark.

Sie kannte diesen Schatten. Seine Konturen gruben sich wie eine verschüttete Erinnerung in ihr Gedächtnis.

Das Telefon erbebt erneut. Astêra:

Diese Person kennt dich, Abba. Sie hat deinen Namen ausgesprochen.

Ronahîs Atem stockte, die Luft in ihren Lungen fror zu Eis. Jemand in den schattigen Schluchten von Dersim trug ihren Namen auf den Lippen. Jemand, der vierundzwanzig Stunden vor dem spurlosen Verschwinden an Diyars Seite gestanden hatte.

Das war kein fernes Rufen mehr. Es war eine blutige, unsichtbare Nabelschnur.

Ein leises Knarren zerriss die Stille. Die Zimmertür öffnete sich einen Spaltbreit. Die Mutter trat lautlos ein. Ihr Gesicht war von den Spuren der vergangenen Tage gezeichnet, doch die Panik war aus ihren Zügen gewichen.

„Du triffst deine Vorbereitungen“, flüsterte sie starr.

Ronahî sah sie an. „Ja, Mama.“

Diesmal flossen keine hysterischen Tränen. Die Mutter setzte sich langsam auf die Bettkante, die Dielen stöhnten leise unter ihrem Gewicht.

„Manche Pfade“, sagte sie, während ihre raue Stimme kaum lauter als ein Hauchen war, „rufen einen nicht laut. Sie warten nur geduldig im Dunkeln.“

Heiße Tränen stiegen Ronahî in die Augen und brannten auf ihren Wangen. „Ich werde alles versuchen, um zurückzukehren.“

Die Mutter griff nach Ronahîs eiskalter Hand und umschloss sie fest. „Und wenn du als eine Andere zurückkehrst... oder gar nicht mehr... werde ich dich dennoch verstehen.“

Der Satz verhallte wie eine Absolution im Raum. Etwas in Ronahîs Brust, das tagelang krampfhaft zugeschnürt gewesen war, löste sich auf. Die Familie war kein Hindernis mehr, das sich ihr verzweifelt entgegenwarf – sie war zu einem stillen, traurigen Fundament geworden, das sie in die Abgründe entließ.

14 — Der Weg

54

Am Morgen stand der Koffer vollendet in der Diele. Ronahî zog die schwere Wohnungstür hinter sich ins Schloss, und mit dem dumpfen Klacken des Riegels blieben die verheißungsvollen Lichter Berlins hinter ihr zurück.

Als sie in das düstere Gewölbe der U-Bahn hinabstieg, pulsieren die Bahnsteige im gewohnten Takt: Menschen, die verschlafen zur Arbeit hasteten, an Pappbechern nippten oder hinter riesigen Kopfhörern die Realität aussperrten. Niemand hier ahnte etwas von den kargen Schluchten Dersims. Niemand spürte das Gewicht von Diyars Namen. Niemand vernahm das eiskalte Schreien, das sich hinter dem Zersplittern eines klumpigen Mobiltelefons im Flussschlamm verbarg.

Ein schmerzhafter Gedanke schärfte sich in ihrem Verstand:

In manchen Welten ist die Angst unsichtbar. In anderen ist sie allgegenwärtig – doch wer sie laut ausspricht, stirbt.

Der Zug ruckte an, ratterte durch die finsternen Tunnelröhren. Da erbebt das Telefon in ihrer Manteltasche.

Absender: *Astêra*.

Eine karge, wie mit Zorn getippte Zeile:

Abla... wieder hat der Schatten zugeschlagen. Der Nächste ist weg.

Ronahîs Inneres fror zu einem Eisblock zusammen. Das metallische Dröhnen der Bahn schrumpfte augenblicklich zu einem dumpfen, schlammigen Rauschen. Die contourscharfe Ordnung der deutschen Hauptstadt prallte ungebremst auf die bodenlose Finsternis der Heimat.

55

Ein zweites Aufleuchten:

Diesmal streift das Entsetzen jeden Hof – doch das Schweigen legt sich wie Zement über die Mäuler.

Ronahî drückte die Seitentaste, knipste die Scheibe dunkel. Sie stieg an der Station um, wechselte in den Expresszug zum Flughafen. Jeder Schritt über das Linoleum, jede mechanische Handbewegung, jeder mühsam abgeätzte Atemzug wog tonnenschwer.

Im Passagierraum des Flugzeugs hing der Himmel über den Landebahnen in einem schmutzigen, nassen Grau. Die

Turbinen fuhren mit einem ohrenbetäubenden Heulen hoch, der Rumpf bebte, dann lösten sich die Räder vom Asphalt.

Ronahî presste die Stirn gegen die kühle Scheibe. Zwischen den vorbeijagenden Wolkenfetzen füllte für einen flüchtigen Augenblick ihr eigenes Spiegelbild das Glas. Totenblass – doch mit Augen, in denen kein Zögern mehr nistete.

Und diese eiskalte Reflexion hauchte ihr entgegen:

Der Pfad ist getreten.

Berlin schrumpfte unter den Tragflächen zu einem winzigen Muster aus grauen Steinen zusammen. Das schützende Rauschen verblasste. Die Finsternis trat nach vorn – und die Angst selbst wurde zum Fundament ihrer Reise.

56

Epilog — Die verlorenen Stimmen

Der Weg von Elazığ hinauf nach Dersim grub die Zentnerlast nur noch tiefer in Ronahîs Brust. Die lautlose Starre dieser zerklüfteten Bergwelt war keine romantische Ruhe der Natur – es war die steinerne Taubheit einer vielschichtigen Angst. Eine Stille, die seit Jahrzehnten unerschüttert auf den Hängen lag; die Menschen knipsten ihre Worte ab, weil das kollektive Gedächtnis genau wusste, was mit jenen geschah, die den Mund aufmachten.

Auf der hölzernen Fähre von Pertek peitschte der Wind über das kühle, pechschwarze Wasser. Als Ronahî über die Reling in die Tiefe starrte, spiegelten die Wellen nicht ihre Züge wider, sondern ein verwaschenes, fremdes Antlitz. Das Gesicht eines Ausgelöschten. Die verblassten Züge eines Menschen,

der einst jemandes Bruder, jemandes Sohn, jemandes Weggefährte gewesen war.

Als sie das Dorf schließlich erreichte, stand Sîdars Haus schattenhaft in der Abenddämmerung. Die Holztür lehnte sperrweit offen. Drinnen bot sich ein Bild des jähen Abbruchs: ein umgestürzter Stuhl, eine halbvolle, erkaltete Teetasse, ein zersplittertes Mobiltelefon auf den Dielen.

Als Ronahî das Gehäuse aufhob, glomm das Display ein letztes Mal auf.

Letzte Aufnahme bereit.

Sie drückte auf Abspielen.

57

Sîdars Stimme klang tödlich ermüdet – eine Erschöpfung, die tief von Panik getränkt war.

„Ronahî... in diesem Landstrich löschen sich die Menschen nicht einfach aus. Sie werden gelöscht.“

Dann pechschwarze Stille. Und plötzlich schob sich ein anderer Ton über das Mikron – dumpf, eiskalt, schneidend. Eine Befehlsgewalt. Die unerbittliche Akustik der Staatsmacht.

„Schweig.“

Die Datei brach ab.

Ronahî fror zu Stein. Diese Stimme war kein ungreifbares Schattenreich mehr. Keine vage Vorahnung. Es war ein unumstößliches Faktum.

In diesem Augenblick knarrten die morschen Dielen draußen. Eine Silhouette schob sich in den Türrahmen, das Gesicht vollkommen in der Kapuze verborgen.

„Ich...“, raunte die Gestalt brüchig, „bin der Letzte, der Diyar noch lebend gesprochen hat.“

Ronahîs Knie drohten nachzugeben. „Was hat er dir gesagt?“, flüsterte sie.

Der Schatten senkte den Kopf. „Einen Namen.“

Ihr Herz hielt den Schlag an. „Welchen Namen?“

„Deinen.“

58

Der Wind da draußen heulte auf. Die Finsternis kroch tiefer in den Raum.

Der Schemen machte einen Schritt auf sie zu. Diesmal hallte seine Stimme schneidender durch die Diele: „Und er hat mir noch etwas hinterlassen.“

Ronahîs Kehle zog sich zusammen. „Was?“

Der Schatten hauchte: „Dass ich der Nächste bin.“

Ein eisiger Kloß saß in Ronahîs Hals.

Die Gestalt fuhr unbarmherzig fort: „Die meisten, die in diesen Schluchten spurlos vergehen... vergehen, weil ihre Augen

etwas gesehen haben. Diyar hat den Vorhang gelüftet. Und dieses Etwas... strömt noch immer durch die Straßen.“

Ronahî wich wankend zurück. Zum ersten Mal nahm das abstrakte Entsetzen eine greifbare, tödliche Gestalt an.

Der Schatten sprach ein letztes Mal: „Die Tür steht offen, Ronahî. Doch dahinter wartet kein geheimnisvolles Rätsel. Dahinter liegt eine nackte Wahrheit. Und diese Wahrheit brennt in den Köpfen aller. Aber niemand wagt es, sie laut auszusprechen.“

Das Haus versank vollständig in der Nacht. Der Wind legte sich schlagartig. Eine bleierne Stille begrub jeden Laut.

In diesem einzigen, furchtbaren Augenblick begriff Ronahî:

59

Diese Geschichte war kein Abenteuer und kein isoliertes Schicksal. Sie war das Requiem eines verwundeten Landes. Und die Stille dieses Landes war nicht das Schweigen eines Einzelnen – es war das erstickte Gebrüll von Tausenden.

Schlusswort — Die Geografie der Angst

In den 1990er Jahren verschwanden Menschen in dieser Geografie nicht einfach aus eigenem Entschluss – sie wurden spurlos verschwunden gemacht. Jeder wusste um das Schicksal derer, die den Mund aufmachten. Das stumme Weichen war daher keine Angewohnheit, sondern die einzige verbliebene Überlebensstrategie.

Manche Leichen wurden am felsigen Ufer der Flüsse angeschwemmt. Viele wurden nie gefunden. Manche verloren im bürokratischen Schweigen sogar ihren Namen.

Doch alle einte ein einziges Urteil: Sie hatten gesprochen.

Ronah's Geschichte mag Fiktion sein. Aber die Lähmung, die sie spürt, die Stille, die sie umgibt, und der Schatten, der sie verfolgt – all das ist eine unerbittliche Realität für jeden, der in dieser Geografie lebt.

Die Verschwundenen sind keine bloßen Zahlen in Akten. Sie sind Narben. Sie sind Stille. Sie sind Zeugenschaft.

Und diese Erzählung ist nur ein einziges, unvollständiges Gesicht dieser ewigen Zeugenschaft.

60